

und zu ebenso unterschiedlichen Ergebnissen gelangen, könnte dieses Verhältnis von eminenter Bedeutung für die Werbung sein“ (305). Vielleicht ließe sich künftig auch die ästhetische und thematische Entwicklung stärker in die Beobachtungsspirale Gesellschaft, Werbung, Wissenschaft einbeziehen.

Joan Kristin Bleicher

Heinz Bonfadelli, Martina Leonarz, Werner A. Meier (Hrsg.)

Informationsgesellschaft Schweiz

Medien, Organisationen und Öffentlichkeit im Wandel

Zürich: Seismo, 2004. – 262 S.

ISBN 3-03777-034-1

Die Herausgeber haben den Sammelband nach Teilgebieten der kommunikationswissenschaftlichen Forschung strukturiert: Mediensystem im Wandel, Journalismus im Wandel, Medienangebote im Wandel und Mediennutzer im Wandel. Die Beiträge sind aus einem Graduiertenkolleg hervorgegangen, das im Rahmen des sozialwissenschaftlichen Schwerpunktprogramms „Zukunft Schweiz“ kommunikations- und medienwissenschaftliche Nachwuchsforscherinnen und -forscher zusammenbrachte. Per saldo handelt es sich um Studien, die an der Universität Zürich entstanden sind. Dabei ist der Schweiz-Bezug nicht dominant. Er spielt zwar in sieben von zehn Beiträgen eine Rolle, steht aber oft als pars pro toto. Auch der Wandel wird nicht wirklich in allen Beiträgen beschrieben. Aber eine dominante Frage, die sich durch den Band zieht, ist, was denn vor allem das Internet verändert hat.

So zeigt Vinzenz Wyss anhand einer empirischen Studie (qualitative Befragung), dass kein eigenes System Online-Journalismus entstanden ist. Die Regeln und Ressourcen der Online-Journalisten entsprechen denjenigen der traditionellen Journalisten. Mirko Marr illustriert ebenfalls anhand von empirischen Daten, dass durch die Nutzung des Internets das Ende der Gemeinsamkeiten unter den Menschen nicht angebrochen ist und dass das Internet nicht desintegriert, aber dass die Onliner weniger fernsehen als früher, doch insgesamt die Medien querbeet intensiv nutzen. Evelina Bühler-Illieva untersucht, gestützt auf eine repräsentative Webumfrage unter 4410 Nutze-

rinnen und Nutzern der Dating Site www.partnerwinner.ch, auf welche Weise Menschen eine andere Identität konstruieren. Im Gesundheitswesen, so kann Nina Hautzinger nachweisen, werden Online-Angebote stark genutzt und beeinflussen den Entscheidungsprozess von Patienten. Zum Buch haben im Internetzeitalter, wie von Priska Bucher zu erfahren ist, viele Schülerinnen und Schülere keine enge Beziehung. Die Autorin plädiert daher für systematische Leseförderung.

Während Matthias Künzler das Leitbild des Bundes für die Informationsgesellschaft in der Schweiz vorstellt, sind die übrigen Beiträge eher theoretisch ausgerichtet: Dani Wintsch befasst sich auf originelle Weise mit der Ethnomethodologie und empfiehlt Workplace studies in der Journalismusforschung, Patrick Donges führt am Beispiel der schweizerischen Rundfunkpolitik die akteurstheoretische Steuerungstheorie vor und Martina Leonarz setzt sich mit der Framing-Perspektive auseinander. Heinz Bonfadelli und Werner A. Meier definieren und diskutieren die Informationsgesellschaft im Vergleich mit anderen gesellschaftlichen Gesamtentwürfen und wenden sich dann der Mediengesellschaft zu, die sie vor allem an der Medialisierung sowie an der politischen Regulierung von Medien festmachen und für die sie Forschungsfelder skizzieren.

Das Verdienst des Buches ist es, im Zeichen der Informations- oder Mediengesellschaft interessante Felder aufgemacht zu haben, so etwa die Gesundheitskommunikation, das Buchlesen, die Folgen der Online-Kommunikation für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Seine Schwäche ist die Heterogenität; die Klammer hält nicht alles zusammen, und sogar die Herausgeber beziehen sich in ihren Beiträgen nicht auf die Schweiz, obwohl sie das im Buchtitel suggerieren. Lesenwert ist trotzdem alles.

Roger Blum

Hans-Jörg Trenz

Europa in den Medien

Die europäische Integration im Spiegel nationaler Öffentlichkeit

Frankfurt: Campus, 2005. – 436 S.

ISBN 3-593-37882-5

Der Soziologe Hans-Jörg Trenz legt in der aus seiner Habilitationsschrift hervorgegan-

nen Publikation „*Europa in den Medien*“ eine „*Theorie der europäischen Öffentlichkeit*“ vor, die er anschließend in einer quantitativen und einer qualitativen empirischen Studie prüft. Trenez geht mit seiner Forschungsarbeit der für ihn zentralen soziologischen Aufgabe nach, im Hinblick auf das Integrationsprojekt EU die sich verändernden Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens in die Untersuchung der Interaktion zwischen dem sich auf europäischer Ebene entwickelnden Regierungssystem und der Gesellschaft einzubeziehen. In diesem Punkt wird seiner Meinung nach eine soziale Entgrenzung im nationalen Rahmen beklagt, aber die Klärung der Frage, ob sich die historisch auf nationaler Ebene entstandene zivilisatorische Errungenschaft einer gefestigten Solidaritäts- und Vertrauensbasis jenseits des Nationalstaats bilden könnte, ist bisher noch nicht hinreichend theoretisch gerahmt worden.

Die Ausgangsthese, von der aus Trenez seine Theorie entwickelt, ist konstruktivistisch: Da die soziale Einheit als semantisches Konstrukt ein Teil des politischen Prozesses in der Gesellschaft ist, stellt die Thematisierung der Einheit einer europäischen Gesellschaft ein politisches Projekt dar. Der Grad europäischer Gesellschaftsbildung ist darüber zu messen, wie über die EU als einer Einheit von verschiedenen sozialen Räumen, die auf dem gemeinsamen Selbstverständnis politischer Verhandlungsregeln beruht, eine politische Öffentlichkeit hergestellt wird. Einheit ist in diesem Verständnis kein *kulturelles* Substrat, vielmehr basiert sie in der Demokratie auf beständigen Integrationsleistungen der Öffentlichkeit und der gesellschaftlichen Institutionen (damit bezieht sich Trenez auf Hannah Ahrendt, Jürgen Habermas, Bernhard Peters u. a.). Diese Integrationsleistungen sind zusammengefasst Thematisierungs- und Strukturierungsleistungen und kollektiv bindende Problemlösungsverfahren für gesellschaftliche Konflikte, die aus den unterschiedlichen Interessenlagen der einzelnen Gesellschaftsgruppen entstehen.

In modernen Gesellschaften obliegt die Herstellung einer gesellschaftsübergreifenden politischen Öffentlichkeit weitgehend den Massenmedien. Den größten Teil der EU-Berichterstattung und Kommentierung übernimmt traditionell die nationale Qualitätspresse, weshalb Trenez die Überprüfung seiner Theorie mit der Untersuchung der EU-Berichterstattung im Jahr 2000 in je zwei Qualitätszeitungen in

Deutschland (FAZ, SZ), Großbritannien (The Guardian, The Times), Frankreich (Le Monde, Libération), Italien (La Repubblica, La Stampa), Spanien (El País, ABC), Österreich (Der Standard, Die Presse) und dem Vergleichsmedium New York Times durchführt. Eine Nachrichtenstrukturanalyse und eine Evaluationsstudie sollen die Themenselektion der Medien ermitteln, welche den öffentlichen politischen Diskurs strukturiert und von internen und externen Selektionslogiken determiniert ist. Diese Kontextvariablen werden von Trenez diskutiert, können aber methodologisch leider nicht in die folgenden Inhaltsanalysen, sondern nur in die Interpretation der Ergebnisse mit einbezogen werden.

In einer ersten, quantitativen Studie bezieht sich Trenez auf den gesamten Untersuchungszeitraum von Januar bis Dezember 2000 und unterteilt die ermittelte Grundgesamtheit der Artikel als Analyseeinheiten in „europäische Artikel“ (46 %), d. h. Artikel mit einem europapolitischen Thema als Schwerpunkt, „europäisierten Artikeln“ (20 %), d. h. Artikeln zu innen- und außenpolitischen Themen, die in den europäischen Zusammenhang gebracht werden, und „Artikeln mit europäischem Verweiskontext“ (34 %), d. h. Artikeln, in denen nicht weiter konkretisierte Verweise auf die EU vorkommen. Anhand seiner Ergebnisse kann Trenez feststellen, dass EU-Themen ausführlich und umfassend in der Qualitätspresse abgehandelt werden. Jeder fünfte politische Artikel in den untersuchten Zeitungen diskutiert europäische Themen und jeder dritte Artikel stellt eine Verbindung zur EU her, insgesamt wird ein breites Themenspektrum erreicht, auch wenn eine Kontinuität nur gering nachgewiesen wird.

Über diese quantitative Nachrichtenstrukturanalyse hinaus geht Trenez noch auf einer zweiten Beobachtungsebene in einer qualitativen Analyse einer europäischen Öffentlichkeit nach, die nur die Kommentierung der Debatte um die Zukunft Europas einbezieht, welche durch die „Humboldt-Rede“ Joschka Fischers ausgelöst worden war. Diese Debatte untersucht er im Zeitraum Mai bis Dezember 2000 und ordnet die Inhalte der Artikel über eine computergestützte Analyse in thematische Bezüge. Im Ergebnis findet sich in den Kommentaren transnational eine „*Propagierung*“ eines „*progressiven Europäismus*“, aber ein Diskurs, der die unterschiedlichen nationalen und ideo-

logischen Interessenlagen sichtbar macht, kann kaum festgestellt werden (mit Ausnahme der englischen Kommentatoren, die genötigt sind, ihre proeuropäische Haltung in einem anti-europäischen Umfeld zu erklären).

Die Entwicklung der „*Theorie einer europäischen Öffentlichkeit*“ und die analytische Konzeption der Studie von Trenz stellt aktuell einen der wichtigsten Beiträge für die Öffentlichkeitsforschung dar. Empirisch untermauert er, dass in der nationalen europäischen Qualitätspresse europapolitische Themen in einem sehr hohen Maße präsent sind, es aber darüber hinaus erst selten zu einer grenzüberschreitenden „*reflexiven Resonanz*“ in den Medien kommt. Dort, wo eine transnationale Resonanz zu beobachten ist, findet sich zwar eine weitgehend proeuropäische Publizistik, aber keine konfliktorientierte, diskursive Auseinandersetzung um die politischen Details. Damit entfaltet die existierende europäische Öffentlichkeit noch nicht ihre politischen Integrationsleistungen in einem in deliberativem Sinne ausreichenden Maß. Allerdings muss angemerkt werden, dass die Studie auf Daten aus dem Jahr 2000 beruht und sich den dynamischen Entwicklungen innerhalb der EU entsprechend das Bild schon wieder geändert haben könnte (im Rahmen der Debatte um ein soziales Europa nach dem Scheitern der Verfassungsreferenden kann von einer höheren transnationalen Reflexivität der Berichterstattung und einer Zunahme nationaler Argumentation in der Presse ausgegangen werden).

Indira Dupuis

Michael Feldhaus

Mobile Kommunikation im Familiensystem

Zu den Chancen und Risiken mobiler Kommunikation für das familiäre Zusammenleben

Würzburg: Ergon, 2004. – 214 S.

(Familie und Gesellschaft; 12)

ISBN 3-89913-344-7

Das Mobiltelefon ist in kürzester Zeit zu einem festen, ja als unentbehrlich empfundenen Bestandteil der Alltagskommunikation geworden. Trotz der ihm zugeschriebenen Bedeutung sind empirische Studien dazu – und das trifft nachgerade für den deutschen Sprachraum zu – noch durchaus überschaubar. Zu diesen gehört auch die von Michael Feldhaus

als Dissertation vorgelegte Untersuchung, die im Rahmen des von der Volkswagenstiftung finanzierten Projekts über „Chancen und Risiken der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien für den privaten Bereich“ entstanden ist. Mobile Kommunikation wird hierbei im Zusammenhang mit der Familie respektive dem Zusammenleben in der Familie betrachtet, wobei die eingangs des Buches formulierte Forschungsfrage zunächst an eine Arbeit im Kontext der Technikfolgenabschätzung denken lässt: „Treten mit der mobilen Kommunikation im Familiensystem mehr Chancen oder mehr Risiken für das familiäre Zusammenleben auf?“

Die Arbeit beginnt grundlegend: mit einer Betrachtung des häuslichen Telefons und dessen Diffusion. Dem schließt sich allerdings zugleich ein Blick auf die bereits erwähnte rasante Entwicklung des Mobiltelefons an. Es darf bei einer solchen Arbeit nicht ausbleiben, zunächst einen Blick auf den Stand der Forschung zu werfen, mit dem Resultat, dass nachgerade bezogen auf die Familie ein ausgeprägtes Forschungsdefizit ausgemacht wird: „Eine familiensoziologische Analyse, die die familialen Beziehungen und Strukturen hinsichtlich des Auftretens von Mobilkommunikation analysiert, fehlt bisher völlig“ (S. 53), so der Autor. Entsprechend explorative Züge hat die empirische Vorgehensweise. Insgesamt wurden in diesem Sinne zunächst 13 Gruppendiskussionen mit 81 Teilnehmern im Alter zwischen 14 und 42 Jahren durchgeführt. Nicht unerwartet kommt der Autor eingedenk der empirischen Ergebnisse zu dem Schluss, dass „keineswegs eine einheitliche Bedeutungszuschreibung an das Handy“ vorliege (S. 66). Und wie die Arbeit in ihrem weiteren Verlauf zeigen wird, gibt es solche Eindeutigkeiten auch nicht mit Blick auf die Einschätzung von Chancen und Risiken des Mobiltelefons.

In ihrer theoretischen Orientierung ist die – familiensoziologische – Arbeit systemtheoretisch ausgerichtet. Ausgangspunkt wiederum ist hierbei die funktional-strukturelle Theorie Luhmanns. Jede Theorie beleuchtet wie ein Scheinwerfer gewisse Aspekte und blendet andere aus. Im Sinne der Forschungsintention steht nun nachgerade die Konstitution von Familie im Zentrum des Interesses – und in der Folge, wie das Mobiltelefon unter funktionalen Gesichtspunkten einzuschätzen ist. Familie als System erscheint als der Ort mit einer umfas-